

Zenoten

Dietrich Harth

Der Gang in den Keller oder Fünfundzwanzig Jahre Germanistik in Heidelberg

Ein Capriccio

Vor fünfundsiebzig Jahren machte Karl Jaspers in einem Bericht für die Philosophische Fakultät der Ruperto Carolina folgende Bemerkung: *Die Universität kann es tragen, daß die in ihrer Mitte stattfindende Kritik, ja Verneinung ihrer selbst, auch einmal närrische Formen annimmt.* Ein so kreuzbrav formuliertes Sätzchen sollte niemals in Vergessenheit geraten.

Wer sich im Palais Boisserée, dem breitbrüstigen Adelsitz der Heidelberger Germanistik, sogleich nach dem Eintritt durchs Tor nach rechts wendet, um den langen Parterre-Flur bis ans Ende zu durchmessen und den Durchgang durch die dort anzutreffende häßlichgrüne Feuerschutztür nicht scheut, der steht, geht er nur schnurstracks der Nase nach, plötzlich vor einem nach unten führenden Treppchen, das auf ein rot bemaltes, in der Regel verschlossenes Gittertor stößt. Hinter diesem Gitter ringelt sich ein weiteres Treppchen nach unten. Obwohl alles so recht behaglich neonehell erleuchtet ist, möchte man doch gern vermuten, daß sich da drunten die eigentlichen Geheimnisse des Palais Boisserée, wenn nicht sogar die sprichwörtlichen Kellerleichen der im Palast hausenden Germanistik verbergen oder doch zumindest das eine und andre Überbleibsel der ältesten Bewohner und Besucher – vielleicht eine Prise Goethe – in den staub- und spinnwebverhangenen Winkeln sich erhalten hätte. Aber mitnichten – es erscheint nämlich nach Betätigen des nächstliegenden Schalters alles wieder im nüchternen Glanz der Neonröhren: links zur Hauptstraße hin ein staubig-blatternarbiges Kellergemach, in dem ein seit langem emeritierter Gelehrter des Hauses bis vor kurzem eine Wagenladung privater Lesestoffe eingelagert hatte, rechts zur Heiliggeiststraße, hinter einer mit mächtigen Riegeln bewehrten Eisentür ein faulig-feuchtes, aber leeres Verlies, in dem man allenfalls Champignons züchten könnte, und im Zwischenraum unter der

Treppe – als wär's der anus institutionis – hoch und tief gestapelt mindestens 3 Kubikmeter Klopapier.

Doch dann ist da noch eine Tür, die das unterirdische Weiterspazieren hemmt, hinter der aber, wie man beim Öffnen erleichtert und zugleich erstaunt feststellt, kein Gespenst steht, sondern eine weitere Treppe nach unten ins zweite, tiefer gelegene Kellergeschoß führt: Ein sehr großer fensterloser Raum tut sich auf, eine metallbeschlagene Tür trennt ihn von der Treppe, der Fußboden ist gefliest. Seit kurzem summten in diesem durch eine jüngst eingezogene Mauer verkeilten Gelaß die Rechner für die digitale Vernetzung der in der Altstadt situierten Institute mit dem Web genannten Weltkommunikator. Noch bauen die Ingenieure an diesem System der Systeme und sorgen auf ihre Weise – die Computerlinguisten helfen da manchmal sogar ein bißchen nach – für Kommunikationsausfälle. – Das 20. Jahrhundert ziehe ins Germanistische Seminar ein, verkündeten Ende 1998 frischgedruckte Aushänge in den oberen Fluren, so als wäre man am Ende des 20. gerade dabei, sich vom 19. zu verabschieden. Im tiefsten Keller aber erinnert so gut wie nichts an jene rauhen Zeiten, in denen das Landratsamt und vor diesem – glaubt man einem Gerücht – die Gestapo im Palais residierten.

Es war vor genau 25 Jahren, da zog die Germanistik nach dem Abwandern des Landratsamts und erfolgreicher Abwehr anderer Interessenten – die fällige Sanierung war gerade so termingerecht abgeschlossen – ins pastellfarbene Palais um. Aufgeplustert und breitärschig wie sie damals nun einmal glaubte den von rechts wie links winkenden Meuchelmorddrohungen entgegentreten zu müssen, paßte sie, dieser Philologenbastard mit den drei Köpfen, einfach nicht mehr in die engen, wenn auch ausgelatschten Gefäße von Karlstraße Nr. 9 und Nr. 16. – 1975 nämlich umfaßte die Germanistik 1.995 statistisch ausgewiesene Studentinnen und Studenten + 2 Hausmeister (von denen einer längst gestrichen und der andere, der aufs längste mit den Palast-Geschicken des Seminars verbundene Oskar S., vor wenigen Jahren pensioniert worden ist) + 3 ½ Sekretärinnen (von denen 1 bis heute ausgehalten hat) + 1 Bibliothekarin + 8 wiss. Mitarbeiter und/oder Räte (von denen heute noch 3 im Palais äußerst aktiv sind) + 2 Privatdozenten + 9 Professoren (von denen heute nur noch 1 für längere Zeit im Amt sein wird, während der 2. gerade *Les Adieux*, Beethoven Op. 81a, anstimmen

läßt). Vergleicht man die Situation vor 25 Jahren mit der von heute, so haben sich die Studentenzahlen schon damals sofort nach dem Umzug weit über die 2000er-Marke hinausbewegt, während die Zahl der Personalstellen in diesem vergangenen Vierteljahrhundert sich kaum änderte, was mit Sicherheit nicht so bleiben wird.

Wir wollen hier aber nicht in die Zukunft gucken, sondern weiter die Vergangenheit ausspekulieren. Selbst das neue Haus, in das die Germanistik mit gewaltigen Büchermassen im Schlepptau – knapp 55.000 Titel (heute sind's gut 70.000) – umzog, war damals schon zu klein. Zum Palast kam daher bald die Hütte dazu, Karlstraße 2, wo damals noch eine inzwischen längst verblichene Abteilung für Allgemeine Literaturwissenschaft untergebracht wurde, nebst den Linguisten, die bis heute hier vor den Literaturwissenschaftlern sicher und also ganz und gar unter sich sind. Der Untergang der Allgemeinen Literaturwissenschaft im Laufe der 70er spiegelt die temporäre Abkehr der Germanistik von theoretischer Fahrigkeit und ihre Rückkehr zur philologisch-historischen Knochenarbeit wider, und – sagen wir's laut – räumliche Trennungen bedeuten eben weitaus mehr, als es die Anzahl der Schritte vermuten läßt, die man zurücklegen muß, um schräg über den Karlsplatz von der einen Adresse zur andern zu kommen. Was aber wiederum nicht unbedingt heißen muß, daß enge Nachbarschaft automatisch zur allgemeinen Glückseligkeit beitrüge. Wer dereinst einmal die Geschichte der Heidelberger Mediävistik schreibt, der wird einem solchen Köhlerglauben sofort abschwören.

Aber ich will nicht abschweifen, sondern Sie wieder in die Kellergasse des Palais zurückführen, in die ich Ende des vergangenen Jahrtausends eigenbeinig hinabstieg, um mich anhand des dort irgendwo versteckten Archivs noch einmal des genauen Umzugsdatums vor 25 Jahren zu versichern. Es war einer jener Tage, an denen die Theaterwerkstatt des Germanistischen Seminars in einem der benachbarten Kellerräume den Chor der Feuerwehrmänner aus Max Frischs Lehrstück *Biedermann und die Brandstifter* probte. Dort unten nun erlebte ich im trüben Schein einer Kerze, mein Eintritt hatte offenbar die altersschwache Elektrobeleuchtung überfordert, eine ganz unerwartete und äußerst sonderbare Überraschung. Denn zwischen arg verzogenen, staubverschmutzten Aktendeckeln mit verblichener Aufschrift, versteckt hinter

einer blechernen, offenbar oft benutzten Kiste mit theatralischem Verwandlungströdel – Perücken, falschen Bärten und Nasen, Augenmasken, Hörtrumpeten, Vampirzähnen, ledernen Brüsten, künstlichen Buckeln – fand ich einen taufrischen Ordner, so frisch, daß im trüben Schein der Kerze die Tinte des Tintenstrahldruckers mir sozusagen noch feucht zu zwinkerte. Die Aufschrift des Orderrückens sagte mir nichts. Sie paßte allerdings überhaupt nicht zur Umgebung der andern Akten, die mit so erhabenen Titeln wie *Haushalt, Geschäftsführung, Prüfungsangelegenheiten, Rückläufe, Ausgeschiedenes Personal* prangten.

Auf dem taufrischen Ordner standen nur die Buchstaben *D.u.W.*, und obwohl ich nun den Inhalt kenne, weiß ich doch immer noch nicht, was das bedeuten soll. Heißt es *Dauer und Wechsel*, oder *Dichtung und Wahrheit*, oder *Deutschtum und Wahnsinn, Dummheit und Weisheit*? Oder verbergen sich hinter der Abkürzung vielleicht die Namen der im Innern des Aktenordners ungenannten Schreiber, Buchhalter, Autoren oder wessen auch immer?

Nun, der Ordner – und allein darauf kommt's an – enthält eine schöne, oder zumindest doch aufschlußreiche Chronik jener 25jährigen Residenzzeit der Germanistik am Karlsplatz. Und da ich selber vor einem Vierteljahrhundert die Rolle des Umzugsdirektors zu spielen hatte und seitdem ganz ungestört im Zimmer 33 des Palais meinem wissenschaftlichen Müßiggang nachgehen kann, möchte ich mich hier & jetzt bei dem Haus und bei den wechselnden, den ausge- bzw. verschiedenen und den freundlicherwise heute hier anwesenden Hausgenossen bedanken, indem ich nach eigenem Gutdünken aus dem Fundstück der Chronik GroßDpunkt KleinUpunkt großWpunkt zitiere und manches auch – das drängt sich hier und da vielleicht auf – nach Gutdünken kommentiere.

Um der philologischen Werktreue willen, aber auch wegen der hier naturgemäß erforderlichen Verständlichkeit ist es indessen wohl angebracht, zuerst auf einige Eigenheiten des Chronisten hinzuweisen. Zum Beispiel hat er auf bestimmte Blätter seiner lobenswerten Arbeit allerlei Zettel geklebt: Zeitungsausschnitte, Fotos, Karikaturen, Formulare, hier und da auch Textkopien, meist Gedichte oder Gedichtfragmente. So liegt z.B. wie ein Schmutzblatt auf dem ganzen Konvolut an erster Stelle ein fleckiges Pappfetzchen mit dem folgenden aufgekleisterten Text:

*Traue nicht deinen Augen
Traue deinen Ohren nicht
Du siehst Dunkel
Vielleicht ist es Licht.*

Daß sich der Chronist mit diesem Motto (wenn es denn überhaupt eines ist) selber zu diskreditieren sucht, ist eher unwahrscheinlich, steht hier aber auch gar nicht zur Debatte, da wir's ja – so hoffe ich doch – auch mit Fakten und nicht allein mit subjektiven Deutungen zu tun haben werden. – Eine andere Eigenheit ist die Pietät des Chronisten gegenüber Individual-, Eigen- oder Familiennamen. Er läßt sie bei Personen aus Fleisch & Blut einfach weg und verwendet, freilich oft in eigenwilliger Gegenüberstellung, Gruppenbezeichnungen wie *hie Professoren* – da *gewöhnliche Menschen*, oder eine so rätselhafte Abkürzung – er liebt übrigens Abkürzungen – wie »*einerseits O* und *andererseits NO*. Was sich dahinter verbirgt, das läßt sich aber sehr wohl herausdestillieren, wenn man eine Notiz aus dem Jahr 1977 liest und einige hochschulpolitische Umstände aus jener Zeit in Erinnerung ruft. *Obwohl man*, so schreibt der Chronist in dieser Notiz, *mit dem UG keinen Staat machen kann, macht der Staat schon wieder ein neues UG. Was neu daran ist, das ist aber nicht das Neue, sondern es ist das Alte, vielleicht ist es besser zu sagen: die Alten. Die Alten nämlich, das sind die, die zwar an Jahren jung, doch genau wie die Karyatiden der nun wirklich Alten, die in der sog. Antike zuhause waren, steinern in die Architektur der Universität eingefügt sind und so für jedermann sichtbar das darstellen, was sich ein gewöhnlicher Mensch unter einem ordentlichen Professor – vulgo 'Ordinarius' – vorstellt, während der simple Professor – vulgo 'Nichtordinarius' – seinen Mittagschlaf sitzend im Arbeitsstuhl verbringen muß.*

*Bescheidene graugestrichene Stuhlmenschen
die nichts anderes sein wollen
als Stühle auf die sich andere setzen.*

Und das, weil das Gesetz oder eine von diesem abgeleitete Ordnungsmaßnahme ihm jenes, einem jeden O durchaus zustehende Privileg einer Liegecouch verweigern muß, wofür die Erfahrung spricht, daß in den unteren Rängen der akademischen Hierarchie die Verweichlichung sozusagen an der Tagesordnung ist. Dieses, so fährt der Chronist fort, hat nun insbesondere unter den Germanisten fast zu gemeinen Handgreiflichkeiten geführt, da die

Aufstellung einer Liegecouch im Arbeitszimmer eines O von der Größe und Lage des Arbeitszimmers abhängt, denn es ist – was auch ein gewöhnlicher Mensch sofort einsehen wird – nicht zumutbar, wenn der O, um an seinen Schreibtischsessel zu gelangen, deshalb und aus diesem einzigen Grund zuerst die Schuhe ausziehen muß, weil der Weg dorthin nur über die Liegecouch führt, oder er sich beim Aufstehen nach verdientestem Schlummer eine Kopfverletzung zuzieht, weil der Unverstand der zuständigen Stellen die Liegecouch unter einer Dachschräge plaziert hat. Ein echtes Dilemma, denn der von den Germanisten stets verteidigte Hierarchismus, nach dem O auch 'Oben' und NO auch 'Nonoben' heißen kann, sollte sich sofort nach dem Einzug auch in der Verteilung auf die Parterre-, Beletage- und Dachzimmer des Palais widerspiegeln, um so dem ohnehin in der ganzen ja uralten Almamaterheidelbergensis notorischen Ordnungsdenken die Knochen zu stärken. Anlaß genug, die tiefwurzelnde Unvernunft der Anstalt, über die noch zu reden ist, an ihrer eigentlichen Wurzel, dem morbide dahinwelkenden Ordnungssinn, zu packen, was auch unverzüglich geschah, kaum war die beamtete Professoren germanistik nebst unterwürfigem Anhang im Palbois notdürftig mit und ohne Liegecouch eingerichtet.

Wie aus dieser Notiz zu ersehen, hat der Chronist einen tiefen Sinn für die drolligen Seiten des akademischen Alltags. Immer dann, wenn er auf diesen Alltag blickt, schreibt er – so könnte man mit gewissem Recht wohl sagen – aus der Froschperspektive, zumindest sieht er die Dinge und Ereignisse dann meist unter einem Gesichtspunkt, der auf kuriose Weise mit den niederen Tier- oder Viehsorten zusammenhängt. So bemerkt er z.B. im Sommersemester 1978: *Endlich geben es die Germanisten zu, daß die Germanistik keine reine Wissenschaft, sondern eine Art der Schweinehaltung ist. Hat doch die Direktion des Germanistischen Seminars soeben ein Formular veröffentlicht, dessen Schlußsatz Die bisher im Fach Germanistik erworbenen Schweine werden von uns voll anerkannt diesen von den wenigen bössartigen Zeitgenossen längst propagandistisch ausgebeuteten Tatbestand aktenkundig werden läßt. Vom Umgang mit einerseits literarischen Schinken à la Witiko und andererseits alten Schwarten à la Grundriß der deutschen Philologie einmal abgesehen, die Kunst der Verwurstung ist bis heute sozusagen der unangefochtene Fels aller Einführungsveranstaltungen sub specie augurii geblieben, und hat sich herausgestellt, daß dies das einzig wirksame Gegengift gegen die Hirnkrankheiten der sog.*

gesellschaftskritischen Textanalyse ist, die ohnehin auf nichts anderes als eine epidemische Ausbreitung der Aufklärer zu nennenden stinkenden, nämlich nicht-ästhetischen Verwurstung wertvoller Mastfutterbestände hinausläuft.

Neben diese – wie ich finde – etwas karnevalistisch entgleisten Bemerkungen hat der Chronist zu allem Überfluß nicht nur das Schweine- anerkennungsformular, sondern auch noch ein studentisches Flugblatt aus jener Zeit gekleistert, auf dem ein ausgewachsenes Ferkel zu sehen ist, dem ein gestiefeltes Männlein zuschreit: *Wir bilden Arbeitsgruppen! Klar?!* worauf das Ferkel mit einem frischen, noch dampfenden Angstschuß antwortet.

Aber wir wollen uns hier nicht weiter um den möglicherweise zynisch gemeinten Zusammenhang zwischen Bild, Text und Institut kümmern und uns auch nicht mit des Chronisten Verschrobenheiten, mit seinen von dem Dadaisten Hans Arp geborgten Stuhl-, Faden-, oder Löcher-, Zeiger- und Buchstabenmenschen aufhalten, von denen er übrigens Kopien in allen Rängen der Institutshierarchie, vom Hausmeister über den Bibliothekswächter, die Sekretärinnen bis hin zur Direktion glaubt finden zu können. Wir wollen die Chronik vielmehr nach dem Besonderen und vielleicht sogar nach den Höhepunkten in der 25jährigen in Palais & Hütte dahingegangenen Institutsgeschichte absuchen, uns vorher aber noch einmal den doch sehr lehrreichen allgemeinen Betrachtungen des Schreibers über den Zusammenhang zwischen Hierarchie, Ordnungsdenken und Ständesystem in der Universität zuwenden. *Kein vernünftiger Kopf*, so heißt es da mit leichter Übertreibung, *wird bezweifeln, daß unter den Röcken der Almamaterheidelbergensis die alteuropäische Ständegesellschaft mit Erfolg allen Modernisierungstrotteleien zum Trotz überlebt hat und sich, getragen allein von der passiven Energie des Traditionalismus, durch alle sog. Wissenschaftsmoden, die in Wahrheit entweder nur Firlefanzereien sind oder ums Goldene Kalb des Nihilismus tanzen, geradlinig hindurchbeißt.*

Und auch das fakultätsübliche Üben im Sitzen als anstößiger Stein – aut Ordinaria aut Ordinarius – gehört noch zu den dialektischen Exerzitien im Umgang mit der stets von innen heraus feindlich bedrohten akademischen Ordnungsconduite. Denn nah ist alleweil und dennoch schwer zu erhalten die Ordnung, was sich z.B. auch an gelegentlichen Unsicherheiten der Germanistikprofessoren zeigt, die jüngst mit dem in immerhin ehrwür-

digem Kanzleideutsch verfaßten Satz Bisher hat das Rektorat den beamteten Professor nicht verpflichtet, der Verwaltung zu melden, wann er in der vorlesungsfreien Zeit seinen Erholungsurlaub zu konsumieren gedachte *das angesprochene Rektorat um Amtshilfe, also um Erlösung von peiniger Ungewißheit und damit verbundener Ordnungsverlustangst ersuchten. Wörter wie 'beamtet', 'verpflichten', 'verwalten' und 'melden' gehören zu den Hauptwörtern der akademischen Ordnung, und es ist überhaupt und mit vollem Recht kein Wort häufiger in der Universität anzutreffen als das Wort 'Ordnung': Prüfungsordnung, Studienordnung, Habilitationsordnung, Geschäftsordnung, Bibliotheksordnung, Instituts- und Seminarordnung; ja auch die Ordnung aller Ordnungen, das unhintergehbare fundamentum inconcussum der vielbeschworenen Grundordnung, darf nicht fehlen, wenn das akademische Leben nicht in die dieser Anstalt naturgemäß immerfort anhaftende Unordnungstendenz Knall & Fall hineinschlittern soll. Denn von allen Wissenschaftlern, den Ordinarien zumal, wird von Berufs wegen gerade das Außerordentliche, also das jeder gewöhnlichen Ordnung Widersprechende erwartet und so kommt es, daß ihnen, die in jedem Einzelfall nach außen und nicht nur in korrektem Anzug als Ausbund der Ordnung erscheinen müssen, im Innern aber von Anarchie- und Chaosgelüsten zerfressen sind, daß ihnen, so schließt der Chronist mit einer seltsamen Wendung, daß nur ihnen also, den erwähnten Ordinarien, als den wahren Geistesmartyrern und Forschungsverwesern in den Annalen der 600jährigen Universitätsgeschichte ein anständiges, namentliches Gedenken gewidmet ist. Dem Vorschlag eines aus gewöhnlichen Menschen zusammengesetzten Komitees zur Bewahrung kleinerer Reliquien, jenen niederen Ständen, auf deren Schultern sich jahrhundertlang der Heidelberger Geist ausgelebt hat, wenigstens einen Denkstein in der Pflasterung des Universitätsplatzes zu widmen, hat sich die Universitätsleitung nicht verschlossen, ihn aber mit Hinweis auf das nächste Jahrhundertjubiläum, das zweifelsohne bestimmt komme, und auf die bis dahin noch zu erbringenden Leistungen der untergeordneten Stände nicht ausgeführt; eine Entscheidung von höchster ökonomischer Vernunft.*

Diese etwas eigensinnigen ordnungsphilosophischen Beobachtungen des Chronisten will ich hier zunächst einmal unkommentiert stehen lassen. Vielleicht ergibt sich ja später im Jahrtausend noch einmal Gelegenheit, wieder darauf zurück zu kommen. Nicht ganz unpassend er-

scheint mir außerdem, was der Chronist an einer Stelle gegen Ende seiner Aufzeichnungen über die ökonomische Vernunft unseres eigenen Instituts zu sagen hat: *Von allen Germanistikinstituten, die ich kenne, heißt es da, ist das GS in Heidelberg gewiß das am wenigsten Vernünftige, womit gesagt sein soll: das am weitesten von der Höhe der rationellen Finanzbuchhaltung Entfernteste, kurz, das Allerunökonomischste.* Sucht man nun in der Chronik nach einer Erklärung für diese Behauptung, so wird man mit mancherlei statistischem Kram abgespeist. *Fallen die Studentenzahlen, heißt es beispielsweise, so steigen die Bücherkäufe. Steigen aber die Studentenzahlen, so fallen die Dozentenstellen. Steigen die Dozentenstellen, so fallen die Bücherkäufe. Steigen die Haushaltszuweisungen, so fallen die Kopierkosten. Steigen die Kopierkosten, so fallen die pädagogischen Anstrengungen. Fallen aber alle zugleich, die Studentenzahlen und die Bücherkäufe und die Kopierkosten und die pädagogischen Anstrengungen und die Haushaltszuweisungen und die Dozentenstellen, so ist das nichts anderes als ein Zeichen für das Eingreifen der höheren Orts herrschenden bildungsökonomischen Unvernunft, deren Unvernünftigkeitmaß proportional zu den Verschwendungsanfällen der öffentlichen Hand im Bereich der Naturverbauung rasant zunimmt, woran abzulesen, daß sich der Philosoph Kant wieder einmal gewaltig irrte, als er die Hand ein Organ der Vernunft nannte. Von moderner Ökonomie verstand er eben nichts. Würde man aber die 70.000 Büchelchen, Bücher und sonstigen Druckerzeugnisse, die heuer im Jahre 1998 in der GS-Bibliothek stehen, durch die Zahl 2.376 dividieren, das ist die Zahl der heuer statistisch eingeschriebenen, also nicht real studierenden Germanistikseelen, und würde man aufgrund irgendeiner wissenschaftlichen Glaubenslehre von jedem einzelnen Studiermenschen die Lektüre der ihm zugeteilten Titel verlangen können, so käme auf jeden Kopf ein Soll von 30 Büchern, was bei einer durchschnittlichen Seitenzahl pro Buch von 200 Seiten auf ein Pensum von 6.000 Seiten hinausläufe, das zu bewältigen er oder sie 5 Jahre Zeit hätte, so daß pro Tag etwa 3 1/3 Seiten Gemischtwarenliteratur zu konsumieren wären, eine viel zu geringe Menge also, die leicht – was bekanntlich einst schon der Klassiker Brecht empfohlen hatte – während der täglichen morgendlichen Stuhlentleerung erledigt werden kann. Das Leistungsverlangen der Germanistik tendiert demnach vor dem Gott der Zahlen gen Null und ist – wie der Dichter sagt – kaum das Papier wert, auf dem der Schiß runtergespült wird. Gesetzt den Fall, der*

Landesrechnungshof würde nun auf einmal, angestachelt vom Finanzminister, vom GS Auskünfte über Input & Output verlangen, so wäre in diesem Meisterstück der Schöpfung nur die nackte Zahl der 2.376 verbuchten, ergo nicht real studierenden Germanistikstudiermenschen zusammen mit einer Computersimulation abzuliefern, die zeigt, wie sämtliche 2.376 im Cyberspace zum Leben erweckten toten Seelen alle auf einmal in das Palais drängelten, um zur gleichen Zeit dort ihre Studier- und Lesebedürfnisse zu befriedigen; ein heutzutage vergleichsweise kleiner Betrug, mit dem ganz leicht ein favorabler Betrag zur Büchervermehrung gewonnen und damit zugleich der Input von 3 1/3 Seiten Gemischtwarenliteratur pro Tag vielleicht sogar bis auf dax-verdächtige Höhen gesteigert werden könnte. Heil den virtuellen Welten und der Systemtheorie! – Am Rand hat unser Chronist neben das Stichwort *virtuelle Welten* wieder ein kopiertes Gedichtchen gepappt und mit spitzer Handschrift *Olle Kamelle!* dazu geschrieben:

*Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
Man muß sich zum deutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammensetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Hypertextfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.*

Veränderungen, so fährt der Chronist dann fort, fallen niemand in den Schoß, allenfalls wie ein Schlag ins Genick. Wenn's Vater Staat dekretiert sowieso, weshalb Vater Staat die Berufskonservierer-Philologen und verwandte, von ihm gerade mal als Friedhofswächter im Debattierclub geduldete Beamte – verachtet, worauf diese, kaum hören sie Vater Staats dröhnenden Dreiklang 'ModernisierungInnovationStudienreform', sofort in katonische Reflexe verfallen. Kein Staat, hieß es noch gestern im 19. Jahrhundert, kann auf die Philologen verzichten, ein Satz, der sich nur dann umkehren läßt, wenn die heutigen Professoren endlich dazu übergehen, ihr Taschengeld für die Bestechungssummen zurückzulegen, die nötig sind, um die Parteien zur Finanzierung germanistischer Privat institute zu überreden. Ein Hayek-Tip! Immerhin, die Bilanzen der Palais-Germanistik erscheinen der bundesdeutschen Gesellschaft, die ansonsten nicht ganz zu Unrecht von den Professoren für jeden Schwach- und Blödsinn verantwortlich gemacht wird, nach zweimaliger Landeslehrpreisdividende so stabil, daß sie – eben dieselbe Gesellschaft – endlich, wenn auch nur langsam, damit beginnt, we-

nigstens in quantitativer Hinsicht, das Angebot an germanistischen Studienanfängermenschen herunterzuschrauben, offenbar weil sie darüber hinaus auch eingesehen hat, wie konsumschädlich angesichts der steigenden Verenglichung der Warenwerbungsprache ein Studium ist, das sich unbekümmert mit Leib, Seele, Hinter- und Vorderpfoten der Pflege einer in ein, zwei oder drei Jahrhunderten als tot anzusehenden Sprache widmen muß.

Unser Chronist berichtet sodann in einem von den andern Blättern säuberlich getrennten Konvolut über die zagen Ansätze der Heidelberger Germanisten zu einer fachbezogenen Studienreform, ein Konvolut, in dem ziemlich häufig Interjektionen aus dem Gebiet alltäglicher Verdauungsbeschwerden vorkommen. Er beobachtet hier also die Entwicklung der Lehrplanangebote auf der Ebene des Hauptstudiums und recherchiert die Daten auf den Ebenen von Seminaren, Vorlesungen und Kolloquien. *Was bieten die Linguisten verteilt über die lange Zeit von 25 Jahren an?* fragt er, und antwortet sogleich: *Wie in der Mensa, zwar ein bißchen mehr Auswahl, aber wiederholt die sog. Hauptgerichte: Linsensuppe, Kartoffelsalat, gebackener Fisch, Linsensuppe, Nudeln, Kartoffelsalat, gebackener Fisch, Linsensuppe, Lexikographie 38 mal, Sprachgeschichte 36 mal, Semantik 28 mal, Linsensuppe, Knödel, gebackener Fisch, Dialektologie 26 mal, Sprachtheorie 22 mal usw. usw. Mit stark fallender Frequenz folgen Sontax, Taxtlangustik, Sprottsozologie, Fichsprache* (der Chronist hat sich hier, wohl verführt von der Erinnerung an den Mensa-Lehrplan, dauernd vertippt, weshalb ich die weitere Aufzählung abbreche). *Das wiederholt sich*, so kommentiert er im Anschluß und wechselt zugleich das Bildfeld, *was ist das anderes als ein Zirkus mit den immer gleichen Nummern, nur die Pferde, die Dompteure und die Zuschauer wechseln, und dann und wann ein weißer Elefant.*

Das größte Glück – könnte man meinen – genießen die Literaturwissenschaftler: Jedes Jahr erscheinen Hekatomben neuer Titel, und jeder neue Titel zwingt sie, den alten, kanonisch sklerotisierten Bibliotheken einen wütenden Kick zu geben, wonach die fortgeschrittenen Computertechniken geradezu schreien, da sie längst die früher mit glühender Philologenlippe gepredigte Ehrfurcht vor dem Text als die größte Dummebeutelei seit Menschengedenken entlarvt haben. Fortschritt liegt nur im Einreißen der alten Dämme, was fließt, das bewegt sich, und dem Fließtext gehört die Zukunft; 'Klassiker' – ein leeres Wort! Aber was machen die Palais-Germanisten? Sie

kleben – getreu dem Satz, daß man im schönen Heidelberg die traditionelle, im dreckigen Mannheim aber die moderne Germanistik studiere – am Goethe-Schiller-Lessing-Zopf; dann und wann ein dilettantisches Filmseminar über John Wayne, Woody Allen oder ähnliches Gelichter oder eine Hochstapelei über irgendwelche interdisziplinär genannten aufgeblasenen Fantasiethemen, denen die von Natur aus mit Selbsterhaltungsritualen beschäftigten und daher allen Experimenten mißtrauisch gegenüberstehenden Studiermensen die kalte Schulter zeigen. Goethe hingegen ist bei allen Ständen beliebt, kommt in den 25 Jahren auf gut 70 Verwüstungsveranstaltungen, darunter 15 Angriffe auf den alten Faust und 11 Verhackstückungen des Wilhelm Meister, nach großem Abstand verfolgt von Schiller, hinter dem bald Lessing und Hölderlin auf gleicher Höhe stehen, in der dritten darunter liegenden Etage Rilke und Kleist und mit größtem Abstand von der Spitze Kafka mit lumpigen 10 Angeboten, dann Heine, Fontane und anderes. Immerhin kommen hier und da auch literarische Gattungen vor, die Novelle z.B. ist längst totgeritten, feiert aber als interessanter Kadaver in fast allen Prüfungen fröhliche Urständ, während von den Epochen – was die Frequenz angeht – das Barock gleich auf die Klassik und aufs Barock nun erfreulicherweise sofort die sog. Gegenwartsliteratur folgt, im Anschluß Romantik und dahinter weit abgeschlagen Aufklärung, Expressionismus. Selbstredend sind theoretische Themen unbeliebt und vegetieren so am Rande dahin, was häufig dazu führt, daß ein Seminar über Literatur- oder Interpretationstheorien, weil es nur zwei bis drei Teilnehmer hat, an seiner eigenen Gemütlichkeit erstickt.

Die Popularität Goethes und den Heidelberger Geist hochhaltend, aber mit Zukunftsblick auf den unvermeidlichen BA-Abschluß hat nun die Studienkommission jüngst einen Die Quintessenz betitelten kompakten Goethe-Reader herausgegeben, den die Germanistikfachschaft sofort als 'ultimativen Goethe-Schuß' in ihre für das erste und letzte Semester geltenden Lektüre-Empfehlungen aufgenommen hat; und hier die Leseprobe:

Mir graut's vor dir, der Kasus macht mich lachen,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen.
Der Morgen kam, kühl bis ans Herz hinan.
Prophete rechts – mein Herz, was soll das geben?
Du sprichst ein großes Wort gelassen aus;

*Das Wasser rauscht ins volle Menschenleben,
Ich denke dein, so oft er trank daraus.
Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.
Was hör ich draußen? Fräulein darf ich's wagen?
Ein deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Der andre hört von allem nur das Nein,
Ich weiß nicht, nur die Lumpe sind bescheiden,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.*

So geht das fort und fort auf Endlospapier. In der Einleitung aber heißt es mystisch: 'Wie solche postmodernen Fließtexte nun einmal sind, ergießt sich auch dieser, vom Bekannten ausgehend, ins Unbekannte, wer willig den Kaskaden folgt, kommt erfrischt unten an'. Das darf bezweifelt werden, resümiert unser Chronist, denn welche großartigen Werke das Studienreformhaus auch immer in seinem Laden anbieten wird, die Ständeordnung wird schon dafür sorgen, daß es verkommt, und die große Staatsklatsche haut sowieso völlig ahnungslos daneben, wenn sie mit verqueren Daumen an der Leistungsschraube mit dem Argument herumfingert, im Kern sei die Universität doch gar nicht sooo schlecht, obwohl doch ausnahmslos alle postmodernen Analysten längst bewiesen haben, daß die Wissenskulturskultur unsrer Tage überhaupt keinen Kern besitzt und also als taube Nuß in die Geistesgeschichte eingehen wird. Der Chronist gerät, wie Sie ja selber hören können, auf diesen Seiten außer Rand und Band und scheut keine noch so schieläugige Katachrese. Von dem, was er über Fach und Lehrangebot der Mediävisten zu sagen hat, will ich hier daher auch nur die zusammenfassenden Sätze zitieren.

Schwer haben es die Verweser der Turnier- und Minneromantik, alles so weit weg vom common sense, nicht selten auch mißverstanden, Tummelplatz für editionsversessene Käuze, notorische Ausspracheverbesserer und Lautverschiebungsgesetzgeber, ganz zu schweigen davon, daß diese Literaturen ästhetisch gesehen erbärmlich sind, ideologisch gesehen aber auch nicht besser, da sie allenfalls als teutonisch durchgehen können. Das allergrößte hirnerkrankende Unglück aber ist der vor Zeiten schon längst eingetretene unvermeidliche Exitus aller Entdeckerfreuden. Sind im 19. Jahrhundert an der Wiege der deutschen Philologie über der Entzifferung der Handschriften halb-analphabetischer Schreiber noch hunderte nicht-versicherter Gymnasialprofessoren erblindet, so ist heute überhaupt kein Risiko mehr in diesem

Studium. Nur der gottserbärmliche Mangel an immer weiter aus irgendwelchen noch nicht aufgelassenen Gräbern sprudelnden Werken, zwingt dazu, daß in diesem Fach die Mannen immer und ewig zu der bekannten Melodie Da däuchte nun Mime tüchtig die Wehr, / daß mit ihr einen Wurm ich erschlug auf immer und ewig demselben Nibelungenhaschee über immer und ewig dieselben Vogelweiden reiten müssen. Doch während andernorts der Mangel immer kühnere und fantastischere Hypothesen aus den Mediävistenköpfen hervortreibt, so daß nach und nach der Eindruck um sich greift, die staufische Klassik und die Morgenröte der Moderne seien ein und dasselbe Ereignis, während das andernorts so ist, haben sich die Heidelberger in sachfremde Kämpfe verwickeln und auf Jahre hinaus die reizenden Exotica ihrer Mittelalterbetrachtung der Verwüstung überlassen müssen. Und nun kommt unser Chronist auf jene Ereignisse zu sprechen, die damals – es waren die verflixten 70er – dem Germanistischen Seminar und hier vor allem der Mediävistik einen sonderbaren Ruhm in der akademischen Provinz und sogar darüber hinaus eingebracht haben. Welche Bedeutung der Chronist den eigentlich lächerlichen Ereignissen jener Tage und Wochen zugesteht, ist doch ziemlich bemerkenswert. So spricht er in diesem Zusammenhang z.B. öfter von der Bedrohung des Instituts durch die roten Horden und von der Rettung des Instituts durch Kameradschaft und Nibelungentreue, ohne daß man in jedem Fall weiß, ob das nun ernst oder unernst, ob tadelnd oder lobend gemeint ist.

Kaum ist das GS, so beginnt sein Bericht, im Palbois, schon geistern die Gespenster studentischer Frechheit und professoraler Eskalationswut durchs Haus, um die arme, nach den Maßen soziologischer Zeitgeistbestimmungen doch äußerst kleinwüchsige bürgerliche Tante Germanistik noch um einiges kürzer zu machen. Gut, die Germanisten sind zwar nicht die Bewahrer der Kultur, aber sie sorgen doch immerhin dafür, daß die Orthographie nicht ganz in Vergessenheit gerät und der Kanzleistil ein gewisses Altväteransehen beibehält. Zwar wird ihnen dieses nützliche Geschäft hier & jetzt (notabene: um die Mitte der 70er Jahre geschrieben) von allen Seiten schwer gemacht, aber wer zu den Os gehört, ist – wie das bekannte Bombardement vom 16.11.1976 beweist – eisern entschlossen, sogar einem Angriff mit Stinkbomben und rohen Eiern die Stirn zu bieten. – Die Chuzpe, mit der der Chronist an der soeben zitierten Stelle über die Aufgaben der Germanistik redet, ist ja wohl ein klares Indiz dafür, daß er selber nicht dazu

gehört. Zwar scheint er später dort, wo er die – wie er es nennt – *marktorientierte Öffnung der Germanistik via Poetik-Dozenten, Lexika und Literaturpreise* als apokalyptisches Zeichen deutet, seine frühere negative Haltung noch zu überbieten. Gleichwohl, es lohnt sich, ihm geduldig noch ein Weilchen zuzuhören, da er die Ereignisse der 70er zwar aus einem ziemlich verzerrten, aber dafür umso verkorksteren Blickwinkel zu beschreiben versteht. Und wer hätte nicht gern gewußt, wie sich die Welt des Palais damals im Hirn eines von draußen sozusagen durchs Fenster kiebitzenden Augenzeugen widergespiegelt hat?

Der Kampf, so schreibt unser Chronist, dreht sich wie so oft in der Weltgeschichte nicht um dieses Nichts läppischer Mediävistik-Klausuren, dessen Sinn eine Hand voll gewitzter Linkslastiger unter den Studiermenschen nicht einsehen will und daher allerlei freche Störmanöver unternimmt, sondern es geht um das, was der einzige, im GS vorhandene vollwertige weibliche Professor, was bekanntlich ein Oxymoron ist, als die längst fällige Instituts-Sanierung im Auge hat. Ja, im Auge, denn es sind monatelang die spitzen Blicke des Oxymorons nebst denen der getreuen Adjunkten, die übrigens zu der gar nicht so seltenen Spezies jener gehören, die ein solch dickes Fell besitzen, daß sie durchaus ohne Rückgrat stehen können, es sind, wie gesagt, deren spitze Blicke, die monatelang von morgens bis abends die Palaisflure nach den Rädelsführern der roten Horden, die gar keine Studiker, sondern terroristisch veranlagte Paranoiker sein sollen, durchforsten, um sie – kaum hat man einen in der Hand – einer therapeutischen Behandlung mit der FDGO zu unterziehen.

Das sind die offen sichtbaren Symptome, aber dahinter liegt, wie das Oxymoron mit parteipolitischem Scharfsinn beweisen kann, der Mist, den die von den gestörten Störstudikern so genannten Scheißliberalen im Institut angehäuft haben, einer Fraktion, die aber gerade eben – den auswärtigen Berufungskommissionen sei's gedankt – durch starkes Abwandern an Auszehrung leidet. Und wehe, es zögert noch jemand der Zurückgebliebenen, die Wohltaten der Sanierung in Empfang zu nehmen! Pardon wird nicht gegeben, denn wer zum Überleben gezwungen werden muß, der muß sich ergeben, auch wenn das dem von Staats wegen zum Hungerkünstler deklarierten Gespenst der Wissenschaftsfreiheit überhaupt keine Vorteile verschafft.

Ist die Schwarze Köchin da? Jajaja! singt sie da und schwingt den großen Kochknüppel, der durch die Luft saust bis es ganz erbärmlich nach Schweißfuß und krankem Darm riecht. Der Gestank aber dringt durch alle Räume des Palais, und manches allzu freisinnige, von starken Loyalitätspöken befallene Akademikerhirn erliegt dem faulen Schwall, so daß bald ein finster-wollüstiger Veitstanz im Haus um sich greift, was von der Schwarzen Köchin, die sich ja wie keiner in der Alchemie des Hackbretts, des Kleinköchelns, Zerreibens, Mürbemachens und Einheitsbreianrührens auskennt, sofort strategisch genutzt wird, indem sie das Palais als Truppenübungsplatz für die Polizei freigibt. Und der große Gestank dringt bis in die Bonner Parteizentrale, wo sich die Schwarze Köchin über einen Herd voll anti-kommunistischer Essenzen beugt und wo sie einen besonders langen Löffel aufbewahrt, mit dem sie von Zeit zu Zeit heimlich auch aus fremden Kesseln schöpfen kann. Und der große Gestank dringt von dort in die Zeitungen, macht sich dort schnellstens breit und das GS Heidelberg zum Gespött der ganzen Zunft. Und der große Gestank wabert immer weiter bis in die Hölle, wo er Beelzebub an der Nase kitzelt bis der erregt flüstert: 'Es riecht so unmoralisch christlich hier, als ob einer im Vatikan die Flatulenz hätt.' Aber da hat er sich ganz gewaltig geirrt. Es ist doch nur, ist man versucht ihm zuzurufen, der abgestandene Essenzialismus eines als Schwarze Köchin verkleideten germanistischen Oxymorons aus Heidelberg, das unser Mitleid verdient, hat es doch bis... – hier jedoch, Damen und Herren, geht die Chronik durch meine Schuld leider nicht weiter. Als ich eines Abends die Blätter des Chronisten, aus denen ich das soeben Zitierte abschrieb, auf dem Tisch vor mir liegen hatte, habe ich vor lauter Unmut über das Gelesene eine ungeschickte Bewegung gemacht, und da kippte die gute Flasche 95er *Chateau Lamothe Bergeron*, die ich von den Kollegen als Abschiedsgeschenk gestern erhielt, soeben erhalte oder morgen vielleicht erhalten werde (Nachschrift: Die sechs Flaschen 95er *Chateau le Pey*, die ich dann wirklich erhielt, sind auch nicht von schlechten Eltern. Danke!), der Länge nach um und ergoß sich, wie konnte es anders sein, über das ganze beschriebene Papierkonvolut, das dann zwar hervorragend duftete, aber – *tant pis* – nicht mehr zu entziffern war.

Ich kann hier nur soviel sagen: Der Chronist mit seinen märchenhaften Übertreibungen hat mich enttäuscht, denn seine Fabuliererei hat die wirklich himmelschreienden Geschehnisse der verflixten 70er doch

ziemlich verharmlost. Was er sonst über die Vierteljahrhundertgeschichte des Seminars zu sagen hatte, das war – soweit es hier überhaupt zur Sprache kommen konnte – na, sagen wir mal: wenigstens erbaulich. Wenn man aber bedenkt, daß sich die Heidelberger Germanistik, ist sie erst einmal vom Einführungskurs bis zum Oberseminar ganz ins Internet integriert, in einen äußerst mondänen Debattier-Club verwandelt wird, so erscheint einem doch das letzte Vierteljahrhundert in der Institutsgeschichte wie die Geschichte einer Stammeskultur kurz vor der Neolithischen Revolution.

Gehen wir also zum Schluß noch einmal in den Keller und legen wir dort die nun unleserlich gewordene Geschichte wieder zurück hinter den Theaterfundus und zwischen die altersgrauen Aktendeckel, während die Theaterwerkstatt des Seminars im angrenzenden Keller bereits ein neues Stück bearbeitet und dort frischfröhlich den Babylon-Blues anstimmt:

Die Toten, o jä, sind in der Mehrheit.
Da hilft kein Fluchen und Flehen,
Du hast ein Messer, die haben die Freiheit
und warten aufs Wiederaufstehen,
dann reißen sie dir die Augen raus,
dazu noch, o jä, die Zunge.

Wie hieß es doch anno dazumal? *Die Universität kann es tragen, daß die in ihrer Mitte stattfindende Kritik, ja Verneinung ihrer selbst, auch einmal... Quod erat demonstrandum.*

*Abschiedsvorlesung, gehalten am 9. Februar 2000
in der Alten Aula der Almamaterheidelbergensis*